

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Frank Wündsch

Besser, wenn du bleibst

Historischer Krimi aus der Kurpfalz

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2026

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

Angaben nach GPSR: www.engelsdorfer-verlag.de
Engelsdorfer Verlag Inh. Tino Hemmann
Schongauerstraße 25, 04328 Leipzig
E-Mail: info@engelsdorfer-verlag.de

ISBN 978-3-69095-137-1

Copyright (2026) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelbild © Matthias [Adobe Stock]: Mannheimer Schloss in der Nacht

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier
Druck & Bindung: Esser printSolutions GmbH Bretten

19,90 Euro (DE)

KAPITEL 1

Mannheim 1943

Jene, die Max Marquardt zu kennen glaubten, konnten sich kaum vorstellen, dass er eines Tages die Behandlung eines Psychiaters benötigte. Ausgerechnet dieser lebenslustige Mann, dem die gute Laune in die Wiege gelegt worden zu sein schien, war der Schwermut verfallen.

Dabei hätte Marquardt Grund zur Klage gehabt. Seine Ehe war gescheitert, und zu allem Überfluss hatte ihm ein Konkurrent den Posten als Stellvertretender Gauleiter von Baden genommen. Doch Stellvertreter mochten andere sein, er strebte nach höheren Weihen. Dass er trotz seiner überschaubaren Arbeitslaune den badischen Gau beherrscht hatte – und das viel besser als sein Vorgesetzter – brachte die Herren in Berlin ins Grübeln. Wie würde ein Max Marquardt eine Herausforderung erfüllen, die ihm Freude bereitete?

„Wir haben da was für Sie“, hatte man ihm gesagt, als ob er beim örtlichen Arbeitsamt vorgesprochen hätte. Dabei kam der Anruf aus Berlin; der Bevollmächtigte für Wirtschaftsfragen machte nicht viele Worte, kam auf den Punkt – und der lag in Paris.

„Paris?“ hatte Marquardt aufgehört. „Was soll ich da tun?“

„Dafür Sorge tragen, dass der Nachschub an kostbaren Möbeln, Gemälden, Wein, Champagner, Seidenstrümpfen und vielem mehr wieder ordentlich ins Rollen kommt. Ihr Vorgänger hat versagt und den Fluss fast zum Versiegen gebracht. Das darf Ihnen nicht passieren.“

„Sonst noch was?“, hatte Marquardt forsch nachgefragt.

„Nein, das war schon alles. Wollen Sie nach Paris?“

„Und ob.“

„Ich habe auch nichts anderes erwartet. Wer will nicht nach Paris? Die Instruktionen bekommen Sie demnächst.“

Demnächst war bald. Der Nachschub schien dringend gebraucht zu werden, dachte sich Marquardt und wunderte sich, als er den Ort in Erfahrung gebracht hatte, an dem ihm diese Instruktionen zu teil werden sollten. „Rossita? Wo liegt das denn?“, hatte er an Berlin oder besser Paris gedacht.

„Rossita liegt im Osten“, wurde ihm bedeutet. Irgendwo im Nirgendwo östlich von Polen – eigentlich Ukraine genannt – in der Nähe lagen ausgedehnte Moore. Mehr hatte man ihm nicht verraten können oder wollen. Der Freiherr von Stein, sein neuer Vorgesetzter, residierte dort im Jagdschloss eines russischen Großfürsten, wenn ihn in Berlin die Langeweile plagte oder die Bomber der Engländer ihre Fracht über der Stadt ausluden. Dann war das Jagdschloss im Nirgendwo mit den Mooren drum herum ein prächtiges Refugium.

Marquardt bestieg im Spätherbst 1942 ein Flugzeug, das ihn von Frankfurt am Main über Warschau nach Kiew brachte. Bis dahin hatte er das Wort Schwermut lediglich vom Hörensagen gekannt. Was ihm dort Schlimmes widerfahren war, darüber wollte er sich weder dem Psychiater noch sonst einem Menschen anvertrauen. Seit seiner Rückkehr nach Mannheim hatte Marquardt kaum einen Ton von sich gegeben, sich in Schweigen gehüllt und stattdessen Glas um Glas mit Kognak gefüllt.

Selbst am Morgen seiner Abreise nach Paris im zeitigen Frühjahr 1943, auf die Berlin trotz der Seelennöte seines künftigen Beauftragen für Güterverkehr von Frankreich nach Deutschland bestanden hatte, empfing Marquardt den Psychiater mit Schweigen, wenn man von einem leisen „Morgen, Herr Doktor Klitzpahn“ absehen wollte.

Der Doktor war von Berlin beauftragt worden, Marquardts wunde Seele zu streicheln. Schon des Öfteren hatte er aushelfen müssen, Männer des Reiches auf den rechten Weg zu bringen. Selbst ein Heinrich Himmler hatte auf seine Kenntnisse und Erfahrungen vertraut und ihm die Weisung erteilt, diesen oder jenen Obersturmbann- oder Gruppenführer frischen Lebensmut einzuflößen, den sie auf ihren heiklen Missionen im Osten verloren zu haben schienen. Einer hatte dem Doktor Klitzpahn erzählt, er könne kein Blut sehen, müsse aber in dem seiner Opfer baden. Darauf wusste der Doktor auch keinen Rat. Gewöhnlich jedoch gelang es ihm, die Herren für ihre Einsätze an und vor allem hinter der Front wieder verwendungsfähig zu machen.

Bei Max Marquardt musste der Stachel wohl tiefer im Fleisch sitzen. Der Doktor wollte ihn ziehen wie ein Zahnarzt den fauligen Zahn. Doch Marquardt ließ das nicht zu. Der hatte bei jeder Sitzung nur ins Leere gestarrt und beharrlich geschwiegen, so dass es dem Doktor schon über

wurde und er an seinen Bruder dachte, der ebenso als Psychiater praktizierte und nach Hadamar zum Sichten der Schizophrenen und Verrückten berufen worden war. „Dort herrscht Ordnung“, hatte ihm der Bruder berichtet, „die Kranken parieren, die meisten jedenfalls, den Verstockten komme ich schon bei, und wenn es dabei so richtig kracht.“

Diese Behandlungsmethode konnte der Doktor Klitzpahn bei einem Max Marquardt schwerlich zur Anwendung bringen, gutes Zureden brachte indes auch keinen Erfolg, doch stellte er am Tag der geplanten Abreise seines Patienten eine Unruhe fest, die er bei den vorherigen, mit Trübsal blasen verbrachten Sitzungen nicht festgestellt hatte, und die er als gutes Zeichen wertete.

Tatsächlich schien sich bei Marquardt etwas zu regen, als ob er endlich etwas los zu werden trachtete, und der Doktor zeigte sich begierig, ihm zuzuhören, hatte er doch vieles mehr zu tun. Ein Glas goss sich Marquardt ein, das letzte mit Kognak drin, zumindest was die Tageszeit betraf, wie er so nebenbei zum Besten gab.

Plötzlich polterte er los: „Ich habe im Osten das Grauen erlebt, furchtbare Menschen haben grässliche Dinge getan“, rief er dem Doktor mit erregter Stimme zu und verfiel zunächst wieder in Schweigen, sodass dem Doktor bange um die nächste Sitzung wurde. Marquardt jedoch hob beschwichtigend die Hand, griff zum Kognak, schaute tief ins Glas und fand für den Doktor beruhigende Worte: „Ich mache jetzt reinen Tisch. Nicht, um Ihnen oder Ihren Auftraggebern einen Gefallen zu bereiten, nein, ich tue das für mich, um endlich mein Gemüt zu entlasten. Das ist bitter nötig, denn ich will ja nach Paris, um Karriere zu machen, mir liegt sehr viel daran. Soll ich einen Hehl daraus machen, dass ich ein Karrierist bin? Dass ich dem Mammon huldige? Hätten wir keinen Führer, wäre ich vielleicht wider meine Natur Buchhalter geworden. Doch dank Hitler stieg ich auf, wurde zum Dieb, von mir aus auch zum Räuber. Daher hat man mich auf Paris angesetzt. Doch mit kaltblütigen Mördern will ich nichts zu tun haben“, brüllte er den Doktor an. Der nickte gefällig.

„Ich muss etwas ausholen und Ihnen alles erzählen. Meine Fahrt nach Paris ist erst in zwei Stunden anberaumt. Verzeihen Sie mir, wenn ich die Begebenheiten, die ich erlebt habe, anfänglich in einem eher blumigen

Ton schildere; es dient dem Schutz meines Gemüts. Wenn ich über die schlimmen Dinge zu berichten beginne, wird mein Ton ein anderer sein.“

„Ganz wie Sie möchten, Herr Marquardt. Ich höre Ihnen aufmerksam zu.“

„Dann fange ich jetzt an. Ich komme sonst nicht drüber hinweg“, murmelte Marquardt, griff erneut zum Glas und trank einen kleineren Schluck.

„Im November letzten Jahres fuhr ich nach Rossita und wurde an einem kleinen Bahnhof bereits erwartet. Zwei Männer und ein Hund begrüßten mich. Der eine Mann war der Freiherr von Stein, groß, etwas beleibt, mit viel Lametta an der Uniform, den Kopf nach oben gereckt. Der andere wurde vom Freiherrn als sein Adjutant vorgestellt, der auf den Namen Lampe hörte. Wie der Hund hieß, erfuhr ich zunächst nicht. Mit dem wollte ich keinesfalls nähere Bekanntschaft schließen, das war ein Riesenvieh mit mächtigen Zähnen.

Der Freiherr hatte mich mit seinem großen Mercedes in Empfang genommen, der zu dem schäbigen Bahnhof nicht recht passen wollte. Die Limousine war ganz nach dem Geschmack des hohen Herren, nach meinem auch.

Der Freiherr wollte mir sein Reich zeigen, bevor wir zum Jagdschloss fahren. Der Adjutant Lampe hatte am Steuer Platz genommen, auf dem Beifahrersitz saß sein Hund, hinten der Freiherr und meine Wenigkeit. „Alles meins“, sprach der Freiherr gebieterisch, seinem Besitzerstolz ließ er freien Lauf und zählte auf, was er sich alles angeeignet hatte; das waren die Wälder und Felder mit allen Tieren und Pflanzen und auch das große Moor am Rand der Ortschaft Rossita, die er wie selbstverständlich samt ihrer Einwohner zu seiner Herrschaft zählte. Zum Schutz vor ansteckenden Krankheiten blieb der Wagen am Rande Rossitas stehen. „Hier grassiert das Fleckfieber“, sprach der Herrscher dieses Landstrichs mit angewiderter Miene.

Der Freiherr musste seine Stimmbänder zuvor ordentlich geölt haben, er sprach ohne Luft zu holen. Die Menschen in Rossita erwähnte er mit keiner Silbe, wenn man vom Fleckfieber absah. Landschaft und Natur schienen es ihm dagegen angetan zu haben. Er erwähnte, Forstwissenschaftler zu sein, ein echter Kenner des Waldes. Mit allen Gewächsen und

allem Gewürm stand er auf Du und Du. Der Freiherr zählte Blumen und Insekten auf, deren Namen mir völlig fremd waren, obwohl ich der Sohn eines Bauern bin.

Er war bei den Moorameisen angelangt, die fleischfressenden Pflanzen mutig die Beute entreißen und kam dabei vom Hundertsten ins Tausendste. Ich hörte ihm halbwegs zu, während der Adjutant Lampe seinen Köter an einer Kiefer schnuppern ließ. Mit der anderen Hälfte meiner Wahrnehmungskraft sah ich am ersten Haus von Rossita einen alten Mann auf einer Bank sitzen. Der Alte hielt einen Kanten Brot in der Hand. Das klingt wenig spektakulär, war's ja für das Erste auch nicht. Doch im Krieg erweckt selbst so ein bisschen Nahrung schnell Aufmerksamkeit. So auch bei einem Mann, deutlich jünger an Jahren als der Alte und wohl der Meinung, dass das Brot seinen Besitzer wechseln sollte. Gedacht, getan, der Junge entriss dem Alten das Brot und gab Fersengeld in Richtung eines angrenzenden Waldstücks.

Die Rechnung jedoch war zu billig aufgestellt, eine junge Frau hatte den frechen Diebstahl bemerkt und sich auf die Verfolgung des Diebs gemacht. War es die Tochter oder Enkeltochter des Alten? Jedenfalls war die Gute fuchsteufelswild und flink zu Fuß, so dass sie den Brotdieb kurz vor der ersten Kiefer des Waldes eingeholt hatte. Ich war gespannt, was geschehen sollte. Zückte der Dieb ein Messer und stach auf die Verfolgerin ein? Was auch immer der Mann vor hatte, die Frau war schneller, verpasste ihm eine kräftige Ohrfeige, entriss ihm das Brot und trat ihm gegen das Schienbein, sodass er aufheulte und davon humpelte. Dann sah sie mich. Ich lächelte, beeindruckt von ihrem Mut und gebannt von ihrer außergewöhnlichen Schönheit. Ich halte mich halbwegs für einen Kenner der weiblichen Anmut, doch dieses Gesicht war einzigartig. Sie war die schönste Frau, die mir je begegnet war. Welch ein Antlitz voller Ebenmäßigkeit, die Augen grau und tief, die Haare braun und lang, die Nase glich der einer Göttin. Was für ein Anblick! Warum hielt ich sie für die schönste Frau der Welt, wo es doch so viele schöne Frauen gibt? Jedenfalls war ich hin und weg. Und mein Herz hüpfte vor Freude, denn sie erwiderte mein Lächeln. Ihr Lächeln jedoch war nicht auf mich gemünzt. Sie wusste nur um ihre mutige Tat.

Gleich darauf bemerkte sie den Freiherrn, den Adjutanten und seinen Hund. Ihr Lächeln wurde zur Grimasse, und sie lief geschwind zum Ort zurück. Bei der Bank angelangt, reichte sie dem alten Mann den Kanten Brot, gab ihm einen Kuss auf die Wange und verschwand im nächsten Haus.

Der Freiherr von Stein hatte unterdessen endlich genug vom Schwätzen, da ein kalter Regen eingesetzt hatte, und er bat darum, den Wagen zu besteigen, um zum Jagdschloss zu fahren.

Zum Schloss war es nicht mehr weit. Nach etwa einer Viertelstunde hatten wir es erreicht. Ein großes Tor wurde von zwei Männern geöffnet. Lampe gab Gas, fuhr einen Hügel empor und hielt direkt vor der Eingangstür. Wie beim Tor standen an der Tür zwei Männer und öffneten sie. Ich schenkte ihnen weiter keine Beachtung, war in Gedanken bei der schönen Frau. Der Freiherr klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Aufwachen. Ich weiß um die Schöne von Rossita. Davon gibt es hier reichlich, wie Wild in meinem Wald. Aber zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen. Die Instruktionen für Ihre Tätigkeit in Paris liegen auf meinem Schreibtisch.“

Das Büro des Freiherrn war mit Jagdtrophäen geradezu gepflastert. Die meisten hingen an der Wand in Gestalt von Geweihen. Bären, Luchse und Wölfe thronten ausgestopft auf Sockeln. In diesem Sammelsurium toter Tiere blieb ein wenig Raum für einen Schreibtisch. Wir nahmen Platz, die Papiere lagen auf der Tischplatte. Allzu lange hielten wir uns nicht mit ihnen auf. Ich las schnell den Text, wusste Bescheid, dass es darum ging, möglichst viel aus Frankreich für das Deutsche Reich herauszuholen, und fühlte mich der Aufgabe gewachsen.

Der Freiherr schätzte mein Selbstbewusstsein. Berlin hielt große Stücke auf mich. Ich sei nicht so ideologisch verblendet wie die jungen Herren aus der Parteischule, sei ein Pragmatiker, ein Mann der Tat.

„Sie machen das schon“, waren seine letzten Worte, meine künftige Arbeit betreffend. Rasch wechselte der Freiherr nach getaner Arbeit zum Vergnügen und wollte zum Anfang für Kaffee sorgen. Um seinem Wunsch Nachdruck zu verleihen, betätigte er einen Knopf am Schreibtisch, ein weithin hörbarer, heller Ton erklang, woraufhin eine Frau die

Tür zum Büro öffnete. Es war leider nicht die Schöne aus Rossita, sehenswert war sie trotzdem. Aber davon später mehr.

Der Freiherr hatte mit dem Laster der Schwatzhaftigkeit zu kämpfen, was er jedoch sagte, hatte bisweilen Hand und Fuß. Mit Tieren und Wäldern kannte er sich bestens aus, von Frauen behauptete er dasselbe, den Berliner Dschungel mit seinen Schlichen und Fallen hatte er kennenlernen müssen, um sich oben halten zu können. Er war ein alter Parteiveteran aus Bayern und mit den wichtigen Leuten vertraut. Mehr muss ich Ihnen nicht sagen, Herr Doktor.

Der Freiherr bat mich nach dem Kaffee, das Büro mit ihm zu verlassen. Er wollte mir seine Dienstbotenschar vorführen. Darüber war ich nicht traurig. Lebendige Menschen sind mir lieber als diese ganzen Geweihe und ausgestopften Tierkadaver.

In der Empfangshalle standen die Dienstboten wie an einer Perlenkette aneinandergereiht. Ich zählte zehn: sechs Männer und vier Frauen, alle groß gewachsen, wie es bei den Slawen üblich zu sein scheint. Die Halle war von solcher Mächtigkeit, dass sie viel mehr Menschen hätte Raum bieten können. Der Freiherr merkte an, dass er liebend gerne über mehr Personal verfügen würde an den dreißig Tagen pro Jahr, an denen er im Schloss Hof hielt. Der Krieg mit seinem Mangel an Menschen verhinderte dies jedoch. Er tat mir aufrichtig leid.

Die zehn Dienstboten, sämtlich Ukrainer, waren gut in Schuss, wie mir der Freiherr versicherte. Er nahm, um mich zu beeindrucken, eine Inspektion vor. Bei jedem einzelnen, ob Mann oder Frau, blieb er stehen und begutachtete wie ein reicher Römer an seinen Sklaven Knochenbau und Zähne. An Nahrung mangelte es diesen Menschen keineswegs, dachte ich. Der Freiherr deutete meine Gedanken richtig. „Ich behandle sie anständig. Dafür haben sie mir Treue geschworen. Während meiner Anwesenheit verdienen sie ihren Lebensunterhalt für das ganze Jahr. Wenn das kein Anreiz ist?“

Fast hätte er mich überzeugt, dass dies die ganze Wahrheit gewesen sei. Wenn nicht ein säuerlicher Geruch in der Luft gehangen hätte, der mich auf Angstschweiß schließen ließ. Dann hörte ich ein Knurren. Ich kann Hunde nicht sonderlich gut leiden, als Kind wurde ich von einem gebissen. Die Menschen vor mir waren so groß und standen so dicht an dicht,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

dass der Köter nicht zu sehen war. Ich lugte um den am weitesten rechts stehenden Mann herum und sah den Hund. Es war der vom Bahnhof. Sein Herrchen Lampe stand neben ihm und lächelte, während der Hund knurrend und Angst einflößend für die schlechte Luft sorgte.

„Das ist meine Peitsche“, sagte der Freiherr um den linken Mann herum lugend und dabei fröhlich feixend. „Der Rest ist Zuckerbrot.“

Gegen achtzehn Uhr wurde im Esszimmer das Abendbrot serviert. Wobei von Brot allein schwerlich die Rede sein konnte. Die Tafel bog sich vor lauter Köstlichkeiten, die mitten im größten Kriegsschlamassel in dieser Einöde aufgetrieben werden konnten. Wir durften uns herrlich privilegiert fühlen. Zunächst habe ich im Osten nicht einmal den Hauch eines Grauens erlebt. Das schöne Leben an diesem Ort kam mir vor wie eine sanfte Brise, die mein Gemüt umschmeichelte. Das hätte ich in Mannheim ebenso haben können. Doch hier in dieser gottverlassenen Gegend fiel der Genuss einfach überwältigend aus. Die Temperatur war weiter gefallen, dicke mit Schnee vermischte Regentropfen klatschten gegen die Scheiben, doch das Feuer im Kamin verbreitete eine wohlige Wärme. Die Frau, die den Kaffee im Büro des Freiherrn serviert hatte, bediente uns auch hier am Tisch. Sie schien mit ihm gut vertraut zu sein.

Etwas abseits tummelte sich der Hund mit seinem Herrchen. Zuvor hatte das Vieh für Angst und Schrecken gesorgt, jetzt mimte er den Schoßhund, der sich angeregt kralen ließ.

„Was ist denn das für einer?“, fragte ich den Freiherrn mit gedämpfter Stimme. „Meinen Sie den Hund? Ach, den Menschen meinen Sie. Der ist in unserer Gattung ein ganz besonderes Exemplar. Ich musste mich auch erst an ihn gewöhnen. Seitdem das geschehen war, lernte ich ihn zu schätzen. Er ist loyal und gehorsam, hat aber auch seinen eigenen Kopf. Das werden Sie schon noch merken. Übrigens, ich nenne ihn Meister Lampe.“ Mehr war vorerst nicht aus ihm herauszubekommen.

Ich möchte Ihren Neid nicht wecken, Herr Doktor Klitzpahn, aber der weitere Abend verlief einfach grandios. Während draußen der Herbst mit dem Winter rang, lag ich nach Tisch in einer Wanne, die mit herrlich warmem Wasser gefüllt war. Der Freiherr hatte sich nach dem Essen empfohlen. Ganz ehrlich, mir war es recht. So langsam ging mir sein

endloses Gerede auf die Nerven. Wohin er sich empfohlen hatte, entzog sich meiner Kenntnis. Wo er auch sein mochte, vermutlich war er nicht allein. Ich genoss meine Einsamkeit mit einer guten Zigarre in der Hand, die mir der Freiherr zum Abschied für den heutigen Tag gereicht hatte. „Für heute sind Sie mich los“, hatte er mir zugezwinkert, der alte Schlawiner, als ob er wüsste, dass seine vielen Worte nicht immer das rechte Maß hatten. „Aber morgen zum Frühstück stehen Sie mir wieder zur Verfügung.“

„Aye aye, Sir“, hatte ich fröhlich erwidert und mich selbst zum Kapitän der Badewanne erkoren. Das Bad gehörte zu meinem Refugium, nebst einem geräumigen Schlafzimmer mit großem Bett, in dem der dickste Großfürst der russischen Geschichte leicht seinen Platz gefunden haben mochte.

Ich lag in der Wanne und machte keine Anstalten, diese allzu leichtfertig zu verlassen und hatte so manche blaue Wolke in die Luft geblasen, als die Tür geöffnet wurde. Zu meinem Glück kam nicht der Adjutant mit seinem Hund hereingestürmt, nein, eine der vier Damen der Freiherrlichen Belegschaft war ins Bad geschneit und schien nichts weiter auf dem Leib zu tragen als einen quietschgelben Bademantel. Sie war mir bereits aufgefallen, weil sie groß wie ein Kerl war, aber trotz ihres fülligen Leibes anmutig und hübsch. Das eine schließt das andere ja nicht aus, jedenfalls war ich mächtig beeindruckt. Die Schöne aus Rossita hatte ich fürs erste verdrängt, die Frau, die vor der Wanne stand, meine ganze Aufmerksamkeit erobert, wie sie betulich begann, ihren Mantel zu lüften. Sie ließ ihn zu Boden fallen und stand nackt da wie eine Versuchung der puren Lust. Mir stockte der Atem, als ich ihren wonnigen Leib mit dem wogenden Busen bestaunte. Ohne meine Erlaubnis abzuwarten, stieg sie in die Wanne. Für einen Augenblick beschlich mich die Furcht, die Holde könnte eine Partisanin sein, die mich alten Nazi zu ertränken versuchte. Einen einarmigen Herrenmenschen wie mich – der Krieg unter dem Kaiser hatte mich meines linken Armes beraubt – hätte sie sicherlich überwältigen können, groß und kräftig wie sie war. Zu meinem Glück lag dies keineswegs in ihrer Absicht. Nach einem Abtasten mit den Augen durfte ich zu ihr. Über die Freuden, die ich erleben durfte, wollte ich dem

Freiherrn am nächsten Morgen ausführlich Bericht erstatten. Alles schien gut zu sein.“

Marquardt machte eine Pause, griff zu einer Zigarette und trank von dem Kognak. Die Pause schien er nötig zu haben. Der Doktor Klitzpahn ließ ihn gewähren. Als der Doktor fragte, ob Kaffee gewünscht sei, bedeutete ihm Marquardt, dass er weiter reden wollte. „Sonst fürchte ich erneut, in düsteres Schweigen zu verfallen.“

„Dann fahren Sie bitte fort, Herr Marquardt.“ Der nickte, zog an der Zigarette und drückte sie mit heftigen Bewegungen aus.

„Der zweite Teil meines Berichts nötigt mir Überwindung ab, das können Sie mir getrost glauben, Herr Doktor. Dabei war meine Laune am nächsten Morgen eine denkbar gute. Ich freute mich auf das Frühstück mit dem Freiherrn, mochte er so viel reden, wie er wollte. Als ich ihn traf, war seine Stimmung jedoch auf einen Tiefpunkt gefallen. Er schnaubte vor Wut. Weshalb, verriet er mir sogleich:

„Ungeheuerliches ist in der letzten Nacht geschehen. Ich wurde bestohlen! Diese heillosen Frevler.“

Ich bat ihn höflich um Aufklärung. Der Freiherr schien zu aufgewühlt und verwies auf seinen Adjutanten. Zum ersten Mal sah ich mir den Kerl genauer an. Er trug die Uniform der SS. Wie ich mich erinnerte, hörte er auf den Namen Lampe. Für einen von Himmlers Heldentruppe war er erstaunlich kurz geraten, sein Haar dunkel, das Gesicht von einer auffallenden Blässe. Drahtig war er, ein klarer Blick, ein Jäger wie sein Hund. Der Jäger sprach mit heller Stimme: „Diese Kreaturen aus dem Dorf haben den Freiherrn schamlos beraubt. Das ist der Dank für seine Großmütigkeit. Dafür werden sie teuer bezahlen.“

Damit wusste ich immer noch nicht, woraus die Beute der Frevler bestanden hatte. Der Freiherr klärte mich auf. „Fünf Rehe haben sie mir geraubt, die ich am Vortag Ihrer Ankunft geschossen hatte. Meine Rehe, mein Eigentum! Unglaublich! Das werde ich diesen Halsabschneidern keinesfalls durchgehen lassen. Die Rache ist mein, sagt der Herr, und der Herr hier bin ich.“

Die ersten Opfer seiner Rache waren die Diener. Die Männer mussten büßen. Sie wurden gezwungen, das Schloss sofort zu verlassen, weil sie in der letzten Nacht nicht besser aufgepasst hatten. Die Strafe war eine

schwere, da sie von nun an auf sich alleine gestellt waren, abgeschnitten von den Fleischtöpfen des Schlosses und ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Bewohner von Rossita. Dort würde es keine Aufnahme für sie geben, wie der Freiherr ihnen genüsslich zu versichern wusste, bevor er sie zum Teufel jagte. Die Frauen indes durften bleiben.

Der Freiherr ließ auch an Lampe Dampf ab. Er und sein Hund hatten den nächtlichen Diebstahl geschehen lassen, und die Täter durften mit der Beute entkommen, ohne dass Hund und Herrchen eingegriffen hätten.

„Ich bin zutiefst beschämt, Freiherr. Dieser Fehler ist unverzeihlich. Ich werde diese Bastarde ausmerzen. Darauf können Sie sich verlassen, bei allem was mir heilig ist.“

„Nichts anderes erwarte ich von Ihnen. Die Täter sind in Rossita zu finden. Dorthin wird uns meine Strafexpedition führen.“

Wie üblich herrschte bei uns Deutschen akute Personalnot. Nach vier Jahren Krieg war das nicht weiter verwunderlich. Die Not war so groß, dass der Freiherr mich einarmigen für die Strafexpedition rekrutierte und keinen Widerspruch zuließ. „Gekniffen wird nicht, Marquardt. In Paris würde anders gehandelt werden, hier ist Härte angebracht. Sie kommen mit. Nehmen Sie meinen Trommelrevolver. Der schießt sich mit einer Hand genauso gut wie mit zwei.“

Vor dem Schloss stand die Verstärkung. Ein Kübel mit drei Mann Besatzung. Mehr seien auf die Schnelle nicht abkömmlich gewesen, bemerkte ein Unteroffizier achselzuckend. „Eine Schande“, bemerkte der Freiherr und schüttelte den Kopf: „So weit ist es mit unserem Großdeutschland bereits gekommen. Trotzdem, gehen wir es an.“

Im Mercedes galt dieselbe Sitzordnung wie am Vortag, nur dass die Menschen nun mit Pistolen und einem Revolver bewaffnet waren, der Hund fletschte mit den Zähnen.

Ich wusste, dass Schreckliches bevorstand. Möchte keiner sagen, dass er nicht wenigstens ungefähr Bescheid wisse, was im Osten passiert. Doch davon zu wissen und dabei zu sein, waren für mich bis dahin zwei Paar Schuhe.

Auf den Feldern von Rossita zeigte sich keine Seele. Kein Wunder, die Erntezeit war längst vorbei, die Luft kalt, die Landschaft grau und trüb von der Nässe der letzten Nacht. Ich fragte mich, ob die Leute im Ort

etwas ahnten. Die Diebe mochten sie gewarnt haben oder sie hatten sich längst davongemacht, um der Rache des Freiherrn zu entgehen. Ich erinnerte mich der Reaktion der Schönen von Rossita, als sie dem Freiherrn und Lampe gewahr geworden war. Dieser mutigen Frau, die einem Brotdieb das Fürchten gelehrt hatte, war der Schrecken mächtig durch die Glieder gefahren. Wie mochte es weniger mutigen Leuten beim Anblick dieser Männer ergangen sein?“

Marquardt nahm eine Zigarette, der Doktor fragte erneut, ob eine Pause gewünscht sei. Marquardt zögerte für einen Moment, dann schüttelte er den Kopf und fuhr fort:

„Kaum waren wir im Ort, liefen alle, die laufen konnten, vor uns davon. Wir schossen auf sie, zwei trafen wir in den Rücken. Der Hund stürzte sich auf diese Menschen und biss ihnen in die Leiber. Der Freiherr warf mir einen scharfen Blick zu. Ich bedeutete ihm, ebenso gefeuert zu haben. Kimme und Korn hatte ich jedoch außer Acht gelassen. Zurück blieben die Alten, Kinder, die Schwangeren, die Schwachen und die Tumben. Lampe, der Hund und die drei Soldaten stürmten in die Häuser, um die Menschen aus ihren Verstecken zu treiben. Ihre Vorgehensweise verriet Erfahrung. In den Häusern warfen sie Möbel um und machten einen Höllenlärm. Schrille Schreie ließen darauf schließen, dass Lampes monströser Hund seine Zähne in das Fleisch eines Menschen schlug. Ich wollte nicht mehr hören, doch wie sollte ich mir die Ohren zuhalten mit nur einer Hand, die verkrampft den Revolver hielt?“

Als Lampe und die anderen die Gefassten vorführten, hingen einem jungen Burschen Kleiderfetzen vom blutigen Leib. Lampe versetzte ihm einen Tritt, dass er dem Freiherrn vor die Füße fiel.

Der Freiherr wies mit dem Daumen zu einem Baum, einer mächtigen Ulme. Dort wurden die Zusammengetriebenen in Reih und Glied gebracht. Der Bursche erhielt erneut einen Tritt. Dieses Mal, damit er wieder aufstand. Er krümmte sich vor Schmerzen und erhob sich erst dann, als ihm der Unteroffizier eine Pistole an den Kopf gehalten hatte. Taumelnd schleppte er sich zum Baum.

Ich erinnerte mich des gestrigen Tages. Der Freiherr hatte mir voller Stolz seine Dienstbotenschar präsentiert und ihnen dabei selbst in das Maul geschaut. Heute an der Ulme in Rossita ließ er Zähne und Kno-

chenbau unbeachtet. Ich atmete auf, als er anwies, zwei schwangeren Frauen Stühle zu bringen. Bei den Übrigen hatte sein Großmut rasch ein Ende gefunden. Diesen, darunter zwei alten Männern, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, ließ er die Hände auf den Rücken binden. Die ganze Zeit über hatte der Freiherr kaum einen Ton von sich gegeben. Jetzt begann er zu sprechen.

„Wer die Hand beißt, die sie füttert, hat den Tod verdient. Eine Kugel ist für euch Lumpen zu schade. Daher werdet ihr gehängt und bleibt hängen, bis euch die Raben fressen. Das soll den anderen Schurken als Warnung dienen.“ Ich bezweifle, dass die Menschen ein Wort verstanden haben. Als der Freiherr Lampe den Befehl gab, einen Strick über den Ast der Ulme zu werfen, stießen die Menschen einen einzigen großen Seufzer aus. Den habe ich nach wie vor im Ohr und werde ihn nicht los. Wie ein schriller Pfeifton malträtiert er mein Gemüt.

Jetzt erst erkannte ich einen der alten Männer als jenen wieder, dem die schöne junge Frau das Brot gerettet hatte. Er selbst war nicht mehr zu retten. Der Baum bot genug Äste. Dank ihrer Weitsicht führten der Freiherr und Lampe nicht nur einen Strick mit sich. Der Freiherr bat die beiden schwangeren Frauen höflich, sich von ihren Stühlen zu erheben. Diese wurden anderweitig benötigt. „Jeder soll seinen eigenen Stuhl und seinen eigenen Ast haben“, bemerkte der Freiherr und brachte den Unteroffizier zum Lachen.

Die Schwangeren fielen auf die Knie. Sie flehten, beteten und bekreuzigten sich, fuhren sich in wilden Bewegungen durch die Haare und weinten sich die Wangen nass. Eine stand auf, ging zum Freiherrn, umklammerte seine Beine und deutete auf den Burschen und auf ihren Bauch. Der Freiherr sagte nur: „Bedaure, mein Kind.“ Mehr hatte der Kerl nicht zu sagen. Bald darauf baumelten sieben Männer.“

Marquardt lehnte sich gegen den Tisch, an dem der Doktor saß. Marquardts Blick ging ins Leere. Schweigen lag bleiern im Raum. Der Doktor wagte nichts zu sagen, denn er ahnte, dass das Ende der Geschichte längst nicht erzählt war. Sieben baumelnde Ukrainer konnten einem Lebemann wie Marquardt Laune und Appetit verderben, dachte der Doktor grob, aber nicht so aus der Fassung bringen, dass er Paris sausen lassen würde.

Marquardt ließ sich Zeit, er schielte nach dem Kognak, wollte eine Zigarette nehmen, das Etui war jedoch leer. Der Doktor gab ihm eine von seinen und Feuer.

„Wie aus dem Nichts war sie da, die Schöne von Rossita. Sie stand an der Ulme vor dem hängenden Leichnam des alten Mannes. Ihre Wangen waren trocken, in ihren Augen jedoch sah ich eine große Trauer, sie sprach Worte, die ich als Gebet verstand. Zur Trauer gesellte sich Wut. Plötzlich nahm sie den Freiherrn ins Visier. Ihre Augen blitzten und funkelten, einem gestandenen Mann konnte Angst und Bange werden beim Anblick dieser Frau, und tatsächlich zeigte der Freiherr Nerven, denn er trat von einem Bein aufs andere und sah zu Lampe. Der zog seine Pistole. Bei Flintenweibern hieß es vorsichtig zu sein, schien seine Devise zu lauten. Eine Flinte hatte die Schöne nicht dabei. Aus ihrem Rock zog sie dennoch etwas hervor. Es war ein Stein, größer als ihre Faust, und daher als solcher gut zu erkennen. Sie holte aus und warf den Stein dem Freiherrn an den Kopf.

Dem schoss das Blut aus dem Schädel, mühsam hielt er sich auf den Beinen, wie zuvor der Bursche, den der Hund blutig gebissen und den sie gehängt hatten, bevor er Vater werden konnte. Lampe zögerte keinen Augenblick. Er schoss mit seiner Pistole auf die Schöne und traf haar-scharf an ihrem Kopf vorbei den Leichnam des alten Mannes. Sie sah das als einen Frevel an und stampfte mit dem Fuß auf. Dann flüchtete sie. Wieder legte Lampe an. Ich betete. Mein Gebet wurde erhört. Lampe zielte und drückte den Abzug durch, doch ertönte kein Schuss. Das Magazin war leer, wie er fluchend feststellte.

„Hinterher“, befahl der Freiherr. „Ich will die Furie lebend.“

Die Schöne war schnell wie ein Windhund. Das hatte sie am Vortag bei der Verfolgung des Brotdiebs bewiesen. Lampe setzte ihr nach, wurde jedoch in seinem Eifer gebremst, weil sein Köter die Leichen am Baum beschnupperte und bellend an ihnen hochsprang. Wir setzten ihr nach. Ich war der Einzige, der hoffte, dass ihr die Flucht gelang. „Sie läuft zum Moor“, rief der Freiherr und wischte Blut von der Stirn. „Wohl in der Hoffnung, dass wir sie dorthin nicht zu verfolgen wagen. Da täuscht sie sich. Ich kenne das Moor besser als diese Unmenschen hier.“

Er war verletzt, ich habe nur einen Arm. So liefen wir beide langsamer als Lampe und der Unteroffizier. Bald hatten wir das Ende von Rossita erreicht. Einige Birken säumten den Weg. Hinter einem Baum vernahm ich einen Schatten. Der Schatten löste sich vom Stamm, ein Mann sprang auf den Weg mit einem Messer in der Hand. Er rief der Schönen etwas zu und versuchte, auf Lampe einzustechen. Der wich geschickt aus. Dieser tapfere Mann wollte der Schönen Zeit verschaffen. Das gelang ihm. Der Hund kam Lampe zu Hilfe und verbiss sich in das Fleisch des Tapferen. Der Unteroffizier wollte schießen, Lampe zischte: „Lassen Sie das, Sie könnten meinen Hund treffen.“ Lampe befahl seinem Köter, der Frau nachzusetzen. Der gehorchte. Ich wollte das Durcheinander nutzen und den Hund mit meiner letzten Patrone erschießen. Ich hielt mich hinter dem Freiherrn, zielte und schoss. Die Kugel schlug knapp vor dem Köter in den Boden ein, dem der Schlamm an den Schädel spritzte. Das Vieh erschrak, es ist eben auch nur aus Fleisch und Blut, und es sauste zurück zu Lampe. Ich hatte nicht getroffen, der Schönen jedoch wieder zu etwas Vorsprung verholfen und selbst Glück gehabt, dass mein Schuss unbemerkt geblieben war.

Nebel zog auf. Es wurde düster, wie ein Schleier lag der Nebel vor unseren Augen. O schaurig ist's übers Moor zu gehen“, rief Marquardt wie ein Schauspieler auf einer Bühne. „Von wem ist das Gedicht? Weiß ich nicht. Jedenfalls war es furchtbar schaurig. Der Nebel, die Nässe, die krächzenden Raben. Ich sah die Schöne von Rossita. Sie stand da, wo das tückische Moor begann, und sie wusste um die Gefahr. Ihr Gesicht war weiß wie ein Laken. Sie drehte sich um. Der Hund lief auf sie zu, das Maul war blutverschmiert, seine Gier nach Menschenfleisch ungezügelt. Ich wollte den Revolver heben. Und ließ ihn wieder sinken. Die Trommel war leer. Lampe hatte den Hund zurückgepfiffen. Er schaute nach der Frau und wurde ihrer Schönheit gewahr. Das beruhigte mich ein wenig, dass auch dieser Mensch, der mir vorkam wie der Bruder seines Hundes, sich davon beeindruckt ließ.

„Bleib stehen“, rief ich der Schönen zu. „Wir tun dir nichts.“

Sollte sie mir etwa glauben? Bei all dem Grauen, dass sie, von uns Deutschen verursacht, erdulden musste. Ihre vor Angst starren Augen verfolgten mich bis heute.

Der Freiherr näherte sich ihr. Sie sah ihn und erschauerte. Seine Wut schien vom Nebel verschluckt worden zu sein, er sprach davon, sie in seinem Schloss aufnehmen zu wollen und tat seine Beule als Lappalie ab. Sie schüttelte den Kopf und trat einige Schritte zurück, ohne sich umzudrehen. „Bleib stehen“, rief ich ihr zu. Der Boden schwankte unter ihren Füßen, sie verlor den Halt und fiel. Ich lief zu ihr. Wenigstens ein Leben wollte ich retten. Lampe warnte mich. Ich piffte auf seinen Rat, doch glitt ich aus und landete im Schlamm. Ich vernahm ein unterdrücktes Lachen, rappelte mich auf und schrie Lampe an, er solle mir die Hundeleine geben. Lampe schaute zum Freiherrn, der bedeutete ihm mit einem Fingerschnippen, mir die Leine zuzuwerfen. Ich wusste Bescheid. Der feine Herr hatte vor, die Frau zu retten, um sie in seinem Harem aufnehmen zu können. Selbst etwas riskieren wollte er dabei tunlichst nicht. Die Schöne war bereits halb versunken. Ich warf ihr die Leine zu. In ihrer Panik mit dem Tod vor Augen übersah sie das verdammte Ding. „Nimm sie schon“, schrie ich sie an. Sie verstand nicht. Ich fiel auf die Knie, um nach ihrem Leib greifen zu können und drohte, selbst im Moor zu versinken. „Nimm meinen Arm.“ Sie jedoch griff nach meinem linken Ärmel, der leer ist seit dem Krieg damals in den Alpen, und sie zog ganz wild an ihm. Ich verlor die Balance und fiel erneut in den Schlamm, sie versank tiefer im Moor. Nur der Kopf lugte heraus. Ich wollte nach ihren Haaren greifen, doch vergeblich. Sie verschwand, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben.

Lampe zog mich an den Beinen aus dem Dreck. Die junge Frau wird jetzt sicher die schönste Moorleiche der Geschichte sein. Verzeihen Sie meinen Zynismus, Doktor. Der schützt ein wenig. Das hoffte ich jedenfalls. Die Wahrheit ist, dass ich in ein tiefes Loch fiel. Als sie vergeblich nach meinem leeren Ärmel griff, da fühlte ich mich wie ein nutzloser Krüppel, der nicht in der Lage war, einen Menschen aus dem Moor zu ziehen. Das konnte ich nicht verwinden. Bis heute nicht. Aber eines Tages muss ich das. Eines Tages? Heute! Denn heute geht's nach Paris.“ Marquardt stand da wie ein Kind, dem zum Heulen zumute war.

Der Doktor schwieg. Marquardt schaute zu ihm, als ob er nach einer Reaktion auf seine Erzählung harrete. Als die auf sich warten ließ, langte Marquardt nach der leeren Kognakflasche und schleuderte sie an die

Wand. Die Tür ging auf. Ein Mann betrat den Raum, mit ihm ein großer Hund. Marquardt rief, blass vor Schreck: „Das ist Lampe mit seiner Bestie.“ Die knurrte den Doktor an. Der stand wie von der Tarantel gestochen von seinem Stuhl auf. Furcht bemächtigte sich seiner. Lampe hob beschwichtigend die Hand. „Ich wollte lediglich Herrn Marquardt abholen. Der Wagen steht bereit. Wir fahren nach Paris.“ Er deutete auf seinen Hund: „Mein Freund kommt mit.“

Marquardt machte einen großen Bogen um den Hund. An der Türschwelle rief ihm der Doktor zu. „Herr Marquardt.“ Der verharrte für einen Moment, den Blick nach draußen gerichtet. „Wenn Sie in Paris sind und Ihrer Aufgabe nachgehen, tun Sie etwas Gutes. Was es auch sei. Tun Sie etwas Gutes.“

Marquardt drehte den Kopf zum Doktor, warf einen warmen Blick auf ihn und nickte.

Vor dem Haus stand der Wagen. Es war ein anderes Modell als das des Freiherrn, doch von ähnlicher Klasse, groß und schwer. Die Sonne schien. Das war kein gutes Zeichen. Bei Sonne drohte Gefahr. Marquardt und Lampe wussten das, und sie ahnten Schlimmes. Lampe hatte die Stunden zuvor am Radio in einem Nebenzimmer verbracht und aufmerksam die Meldungen verfolgt. „Wir sollten machen, dass wir Land gewinnen. Die Stadtluft wird uns bald übel aufstoßen“, sagte er, dabei seinen Hund kraulend. Er musste Marquardt nichts vormachen. In Mannheim hatten sie des Öfteren Besuch gehabt, den keiner haben wollte. Ein zügiger Aufbruch sei die beste Lösung, setzte Lampe nach und schaute Marquardt unvermittelt in die Augen. „Ich kann mir lebhaft vorstellen, Herr Marquardt, dass Sie von mir nicht die beste Meinung haben. Doch ist mir sehr bewusst, dass im Westen ein anderes Regiment herrscht als im Osten. In Rossita waren die Menschen vogelfrei. Wir Deutsche konnten mit ihnen machen, was wir wollten. Daumen hoch oder Daumen runter. In Paris wissen wir uns zu benehmen. Sie können mich im Louvre finden, wenn es meine freie Zeit erlaubt oder wir dienstlich dort zu tun haben werden. Von Kunst verstehe ich mehr als Sie annehmen. Haben Sie Vertrauen. Dann will ich auch Ihnen Vertrauen schenken. Schließlich sind Sie von jetzt an mein Chef.“

„Und Sie mein Aufpasser, Herr Lampe. Ich weiß es durchaus zu deuten, dass Sie mich nach Paris begleiten.“

„Wir werden miteinander auskommen, Herr Marquardt.“

Sie setzten sich in den Wagen, die Menschen vorne, der Hund fand im Fond seinen Platz. Lampe startete den Motor und beschleunigte sogleich. Er hatte es eilig. In Mannheim drohte Unheil. Davor konnte ihn sein Hund nicht schützen. Sie fuhren über die Rheinbrücke, der Verkehr war dünn an diesem Sonntagmittag. Einmal überholte er einen Lastwagen der Wehrmacht, dann war die Fahrt frei von Hindernissen. Sie befanden sich bereits in Ludwigshafen am westlichen Rand der Stadt, als die Sirenen aufheulten. Beide wussten, dass keine Gefahr mehr für Leib und Leben bestand. Lampe hielt den Wagen an. Sie stiegen aus und sahen, wie über Mannheim Rauch aufstieg. Lampe sang leise vor sich hin. „Maikäfer flieg, der Vater ist im Krieg, die Mutter ist in Pommerland und Pommerland ist abgebrannt.“

Marquardt dankte der Vorsehung, dass der Hof seiner Eltern in Heidelberg wie seine ganze Heimatstadt von Angriffen bislang verschont geblieben war. Der Vorsehung allein mochte er kein uneingeschränktes Vertrauen entgegenbringen. Wie in Rossita sprach er ein Gebet. Gott möge seine Eltern und den Hof schützen. Während die Detonationen der Bomben in seinen Ohren dröhnten, spürte er ein Zittern unter seinen Füßen. Der Boden schien unter ihm nachzugeben, mit dem linken, dem leeren Ärmel suchte er Halt bei Lampe. Marquardt bemerkte seinen Irrtum und hielt sich mit dem rechten an Lampes Schulter fest. „Hier ist es beinahe wie im Moor, Herr Marquardt. Aber haben Sie keine Furcht. Ich beschütze Sie. Ihnen soll nicht dasselbe Schicksal beschieden sein wie der schönen Frau im Moor von Rossita. Vertrauen Sie mir.“

„Das muss ich wohl, Meister Lampe.“

„Ach, haben Sie meinen Spitznamen vom Freiherrn erfahren?“

Marquardt nickte.

Lampe fühlte sich geehrt. Marquardt las es ihm von den roten Ohren ab. Lampe deutete seinen Blick richtig und wandte sich von Marquardt ab.

„Wir sollten fahren, Herr Marquardt. Paris wartet nicht. Dort fallen selten Bomben.“

„Dann verlieren wir keine Zeit mehr. Wer hätte vor dem Krieg gedacht, dass für Deutsche Frankreich ein besserer Zufluchtsort ist als unser schönes Deutschland. Fahren wir, Lampe. Im Westen geht die Sonne auf. Im Osten ging meine für Monate unter.“

„Sehen Sie Paris als Ihren Kurort an. Dort können Sie sich erholen.“

„Und Sie sind mein Schatten?“

Lampe lächelte: „Sie werden mit etwas Glück einen angenehmeren Schatten als meinen finden. Mich werden Sie nicht so häufig wahrnehmen, wie Sie befürchten mögen. Es stimmt schon, dass ich einen Blick auf Ihre Arbeit werfen soll, bin mir aber sicher, dass Sie Ihre Aufgabe gut erledigen werden. Auch mit meiner Hilfe.“

„Welche Aufgabe hat Ihr Hund?“

„Er wird mein treuer Gefährte sein. So wie in Rossita. Cassio gehorcht mir aufs Wort.“

Marquardt sah misstrauisch auf den Hund. Der schien kein Wässerchen trüben zu können. Seelenruhig schnüffelte Cassio an einem Grasbüschel. Dann sah er einem Käfer hinterher. Ein Maikäfer war es nicht, wie Marquardt feststellte. Er dachte an die Kugel, die Cassio verfehlt hatte. „Wäre besser, ich hätte ihn damals getroffen“, flüsterte er vor sich hin. Dann nahm er neben Lampe Platz. Kaum hatte der Wagen Ludwigshafen verlassen, schloss Marquardt die Augen. Die Beichte beim Doktor, wie er sie nannte, hatte ihn hoffen lassen, den ersehnten Schlaf zu finden, dessen es ihm über viele Wochen gemangelt hatte. Im Auto herrschte Stille. Lampe hielt die Straße fest im Blick. Marquardt schaute nach hinten. Cassio lag auf dem Leder und schnarchte. Lampe lachte. „Schlafen Sie, Herr Marquardt. Ich wecke Sie, wenn wir in Paris sind.“

Marquardt gehorchte und schob die Mütze vor die Augen. Dann erinnerte er sich, wer der Chef im Wagen sein sollte. Er knurrte drauf los, dass Cassio aufmerksam wurde und seinerseits zu knurren begann. Marquardt riss sich die Mütze vom Kopf und warf sie nach dem Hund.

„Ihr beiden kriegt mich nicht klein. Ihr nicht“, murmelte Marquardt vor sich hin. Dann fand er endlich ein wenig Ruhe.